

Das Festival «Politics of ecstasy» im Berliner Hebbel am Ufer Von Höhenflügen und Katzenjammer von Aureliana Sorrento 4.2.2009 Einen einwöchigen Parcours durch zeitgenössische Formen und Auslegungen der Ekstase in Tanz, Musik und Theorie offerierte das Hebbel am Ufer in Berlin. Manchmal waren starke Nerven gefragt.

Ich und das Du. Das Ich und der Andere. Das Ich und die Welt. Die Spaltung war schon immer da: Anfang des Bewusstseins und Beginn der Zivilisation. Oder zumindest unserer auf dem Individuum, auf Identität und Differenz basierenden Kultur des Okzidents. Dem Mythos nach stand der Osten hingegen von früh an im Zeichen des Gegenteils: der Verschmelzung des Ichs mit der Gemeinschaft, des singulären Körpers mit Natur und All. Ein Gefühl, das wir nur als Ausnahmezustand kennen und mit einem griechischen Wort, das zunächst «Verrückung», «Verwirrung», aber auch «Versenkung» hiess, Ekstase nennen. Doch von der Sehnsucht danach scheint auch der Westler alleweil verzehrt zu sein; und wenn in der Antike der Dionysoskult, dem die Erfindung der Theaterkunst zu verdanken ist, für die Erzeugung ekstatischer Momente zuständig war, sind es heute in erster Linie Techno-Partys und Tanzklubs, die den Ausnahmezustand «Ekstase» verwalten.

Gemeinschaftserfahrungen diverser Art

«Ein Zustand des Ausser-sich-Seins und zugleich ganz bei sich», meint Eike Wittrock, der mit dem Tänzer Jeremy Wade das Festival «Politics of ecstasy / Altered states of presence» im Berliner Theater Hebbel am Ufer kuratiert hat: einen einwöchigen Parcours durch zeitgenössische Formen und Auslegungen der Ekstase in Tanz, Musik, Theorie und mit kuriosen Gemeinschaftserfahrungen wie etwa der einer Schwitz-Sitzung in Begleitung eines Schamanen. Denn die «Politik der Ekstase», so Wittrock, «ist die Frage nach der Gemeinschaft. Die Frage, wie sich Gemeinschaft, ein Gemeinschaftsgefühl, herstellen lässt in einer Zeit, in der Begriffe wie Nation und Völker fragwürdig geworden sind.»

Dass die Aufgabe nicht ganz leicht zu bewältigen ist und der Drang nach Synthese bei verzückten Sinnen schnell in Abwehr und Absonderung umschlagen kann, demonstrierte gleich am ersten Festival-Abend die Tanz-Performance «Singular sensation» der israelischen Starchoreografin Yasmien Godder: ein grandioser

Startschuss.

Die Tanzfläche, weiss, mit nach oben gebogenen Rändern einem Schiffsbauch ähnlich – ein Zeichen von Leere, die gefüllt werden muss –, wird zuerst von einem Mann betreten, den Zuckungen durchschütteln. Veitstänzer oder Epileptiker, schlägt er sich, streckt mühsam die Arme vor, setzt zu luftigen Pirouetten an, führt spastische Bewegungen aus, fällt schliesslich, wie von einem Geschoss getroffen, zu Boden. Aber auch die vier anderen Tänzer, die nach und nach zum Vorschein kommen, haben ihre Glieder nicht ganz im Griff. Vielleicht ist der Körper ein Gefängnis, von dem man sich frei machen muss? Drei Frauen und zwei Männer ringen um Erlösung durch Liebe, Sex, Entgrenzung. Bei sirrenden, bald abschwellenden, bald aufpeitschenden Klängen tasten sie sich aneinander heran, umwerben und umschlingen sich in orgiastischer Umarmung. Doch der Liebkosung folgt Gewalt, der Geschlechtsakt gerät zu roher Begattung, löst Ekel, Zwist und Selbstzerstörung aus. Eine Frau sticht sich mehrmals in die Brüste, es sind aber nur Luftballons, aus denen – dem Eros zum Hohn – eine schmierige Farbe abfliesst. Zum Schluss stehen sich zwei verzweifelt Einsame gegenüber und treten nacheinander ab. Es bleibt ein verschmiertes T-Shirt, an die Wand geklebt. Sonst, noch einmal, die Leere.

Diese zu füllen, war dann das Publikum an der Reihe. Im Bühnenraum des zum Festival-Treff umgestalteten zweiten Hauses vom Hebbel am Ufer fand die Aktion «Laughing and Silent Dinner» statt. Nach den Anweisungen der Choreografin Meg Stuart sollten die Zuschauer, zu Performern mutiert, auf Kommando eine Stunde lang lachen. Und sie taten es tatsächlich. Ein Lach-Chor schwoll an. Vom eigenen Lachen berauscht – oder doch von extra dafür eingenommenen Drogen? –, fingen die Anwesenden an, sich Kleidungsstücke auszuziehen, hin und her zu rennen und zu hüpfen, übereinander herzufallen, einander zu kitzeln und zu einem Torkel-Tanz zu nötigen. Jedenfalls war das kollektive Delirium kaum zu stoppen, als die Lach-Stunde rum war und der Augenblick gekommen, zum stillen Dinner überzugehen. Der zweite Teil der Aktion bestand aus einer mit Händen gereichten Mahlzeit, die schweigend eingenommen werden musste: ein Ess-Ritual, das die Atmosphäre eines Refektoriums hervorbrachte, doch der verbürgten Tatsache entsprach, dass Rituale seit je, vor allem in religiösem Kontext, als Techniken zur Herbeiführung von Ekstase angewendet werden. Und wie lässt sich der Zusammenhalt einer Gemeinschaft besser als durch Rituale gewährleisten?

Eine Frage der Nerven

Historisch verbürgt ist ebenfalls, dass Folter- und Blutorgien-Spektakel einst zu den gesellschaftlichen Ritualen gehörten, die Massen in Freudentaumel versetzten. Ob die gemeinsame Besichtigung der «Self-obliteration»-Performance von Ron Athey eine ebensolche Wirkung hätte erzielen können, lässt sich an dieser Stelle aber nicht sagen. Eine Weile verharrte der Performer auf allen vieren, den Kopf gebeugt und von einer langen, gelbblonden Perücke bedeckt. Als er den Oberkörper erhob, um die Perücke mit heftigen Schlägen nach hinten zu kämmen, sich dann die Nadeln, die das falsche Haar festhielten, aus dem Schädel herauszog und sich nochmals beugte, um das Blut aus den Kopfwunden auf eine Glasplatte herabtropfen zu lassen, wich auch, ganz solidarisch, das Blut der Reporterin aus deren Hirn, so dass sie, anstatt in Gejauchze auszubrechen, auf den Boden fiel. Was vermutlich ein Beleg für die Intensität des Gemeinschaftserlebnisses ist – doch auch dafür, dass die Nerven des zeitgenössischen Menschen für manche ekstasefördernden Exerzitien, die in vergangenen Epochen an der Tagesordnung waren, nicht immer taugen.

Welches Glücksversprechen mit dem Begriff Ekstase gleichwohl weiterhin verbunden ist, machte auf viel zeitgemässere Weise Jeremy Wades Performance «I offer myself to thee» deutlich: ein Solo-Trip in die halluzinogene Ton-und-Drogen-Welt der Klubszene. Dabei durchschreitet der Tänzer im Eiltempo die Etappen einer Wandlung vom Menschenwrack zum allumfassenden, gottähnlichen Energiebündel, dem das Wunder der Verschmelzung mit allem und allen widerfährt. Auf dem Höhepunkt der Reise schwebt er – mit der Gesamtheit der Mittanzenden vereinigt – durch Zeit und Raum. Dann ist der Fall aber unausweichlich. Offenbar darf sich der Mensch nach wie vor nicht straflos zu Gotteshöhen schwingen. Nur dass der Engelssturz heute einfach Kater heisst.